

Abends, für die beste Reportage des Jahres. Der Einsendeschluss lag einige Monate zurück. Texte von Claas Relotius waren bereits für die Kategorien «Bestes Interview» und «Beste Sportreportage» nominiert. In der «Reportage» ist er gleich zweimal vertreten: Mit dem Stück «Ein Kinderspiel» und «Die letzte Zeugin». Allein diese Nominierungshäufung ist atemberaubend.

Ines Pohl tritt auf die Bühne, sie ist die Chefredakteurin der Deutschen Welle. «Die Jury hat gekämpft, sie war sich bewusst der Bürde und Würde dieser besonderen Kategorie (...) Was sind eigentlich die großen Fragen dieses journalistischen Jahres 2018? Es gibt natürlich Inhalte, die uns alle bewegen. Es gibt aber auch die große Frage nach der Glaubwürdigkeit unseres Berufsstands, die uns alle bewegt. Das haben wir immer mitreflektiert, inwiefern sind die Reportagen Beleg dafür, dass die Kolleginnen und Kollegen wirklich draußen waren, gut recherchiert haben, sorgfältig gearbeitet haben.»

Dann verkündet Ines Pohl, dass sich die Jury für Claas Relotius entschieden habe. ««Ein Kinderspiel», am 23.6.2018 im «Spiegel» erschienen. Herzlichen Glückwunsch, Claas Relotius.» Relotius hat den Preis nicht zuletzt für seine saubere Recherche bekommen. Sein Text ist die Antwort der Branche auf die Fake-News-Debatte, auf die «Lügenpresse-Vorwürfe». Relotius' Text ist das, was man all den Zweiflern und Nörglern entgegenhalten will. Der bestmögliche Journalismus.

Applaus brandet auf. Pohl erklärt noch, dass Relotius für einen Text über einen jungen Mann prämiert wird, der mitverantwortlich dafür sei, den Syrien-Krieg ausgelöst zu haben. «Wenn man den Text liest, dann spürt man den Krieg, dann riecht man den Krieg (...) Die Jury befand, dass dieser journalistische Beitrag einer der Beiträge des Jahres war, den Schülerinnen und Schüler noch in vielen Jahren lesen werden, wenn sie verstehen wollen, wie dieser Krieg begann (...).»

Relotius trägt ein dunkles Jackett, eine schmal geschnittene Hose und grobe Stiefel. Er sieht gut aus. Auf der Bühne wirkt er bescheiden, fast ein wenig überfordert. Jörg Thadeusz ist der Moderator. Er macht das fantastisch, versucht etwas Lockerheit in einen Abend zu bringen, der

nicht locker sein kann. Erstens, weil da viele Spitzenjournalisten zusammensitzen und es dann grundsätzlich nie locker ist, außerdem steht viel auf dem Spiel. Ein Reporterpreis ist ein Ritterschlag. Er wird für immer mit der eigenen Biographie verbunden sein, wird in den Autorenkästen unter Artikeln erwähnt werden, gleich neben dem Geburtsort, dem Studium und den Blättern, in denen man veröffentlicht hat. Thadeusz nähert sich Relotius mit einem Witz: «Herr Relotius, sind Sie schon mal auf einer Preisverleihungsbühne gewesen, als Preisträger?»

Das Publikum lacht. Relotius hat gerade den vierten Reporterpreis erhalten, hat über vierzig Journalistenpreise gewonnen, war noch öfter für Preise nominiert. Er gehört zu den erfolgreichsten Reportern, die jemals diesen Beruf ausgeübt haben. Vor einiger Zeit zeichnete ihn der US-Sender CNN als «Journalisten des Jahres» aus, eine Ehrung, die in Europa nur Claas Relotius zuteilwurde. Er ist gerade mal zweiunddreißig Jahre alt.

Relotius lächelt, als er den Preis entgegennimmt, macht aber klar, dass ihm heute nicht zum Spaß zumute ist. «Ich wollte eigentlich nicht über mich sprechen, sondern über den Text (...) Es wäre falsch, über etwas anderes zu sprechen (...) Der Junge, über den ich schrieb, der junge Mann, er ist immer noch in dieser Stadt, die seit Wochen bombardiert wird, aber wir haben seit dem Drucktermin nichts mehr von ihm gehört. Deshalb fällt es so schwer, darüber zu reden.»

Es ist klar, was das bedeutet, bedeuten muss. Der junge Mann, Mouawiya Syasneh, der als Dreizehnjähriger Syriens Herrscher Baschar al-Assad mit einem Graffito beleidigt hat, Mouawiya, den Relotius so einfühlsam auf gut tausend «Spiegel»-Zeilen porträtiert hat, dieser junge Mann hat in den letzten sechs Monaten kein Lebenszeichen von sich gegeben. Es sind genau die Monate, in denen Assads Truppen Mouawiyas Heimatstadt Daraa eingenommen haben. Er ist, so muss befürchtet werden, tot.

Das Publikum ist berührt, klatscht mitfühlend. Etwas Syrienkrieg weht durch das Zelt. Relotius bedankt sich wortreich bei seinen Übersetzern, lächelt etwas gequält und geht ab. Jörg Thadeusz, der bloßgestellte

Moderator, kratzt seine Restwürde vom Bühnenboden zusammen und verabschiedet sich.

Der angenehmere Teil des Abends beginnt. Relotius wird immer wieder auf die Schulter geklopft. Ariel Hauptmeier, Organisator und Mitinitiator des Reporterpreises, spricht ihn an, um zu gratulieren, aber auch weil er ein paar Fragen hat. Hauptmeier hat in den letzten Tagen viel über Relotius nachgedacht. Auch Jurys in den anderen Kategorien hatten signalisiert, dass sie sich am liebsten für Relotius als Sieger entscheiden würden. Er hatte nicht nur die beste Reportage des Jahres geschrieben, zusätzlich nach Meinung vieler auch noch das beste Interview geführt und die beste Sportreportage geliefert. Als weltweit einzigem Journalisten war es ihm gelungen, mit den Eltern des Footballspielers Colin Kaepernick ein langes Gespräch zu führen. Kaepernick war berühmt geworden, weil er sich aus Protest während der Nationalhymne hinge kniet und damit Donald Trumps Hass ausgelöst hatte, was zugegebenermaßen nicht sehr schwer zu sein scheint.

«Wir können dem doch nicht alle Preise geben, das ist verrückt», entfährt es Hauptmeier in einem dieser Gespräche. Er ist ein angenehm zurückhaltender Westfale, der dazu neigt, die richtigen Fragen zu stellen. Ein hervorragender Journalist. Hauptmeier fragt, ob Relotius sicher sei, den Jungen gefunden zu haben, der den Syrienkrieg ausgelöst habe. Es habe ja schon einige Texte dazu gegeben. Relotius bestätigt, dass es in der Tat bereits viel über die «Kinder von Daraa» gebe, die angeblich mit einem Graffito einen Krieg entfachten, aber nach langer, intensiver Recherche, die sich über anderthalb Jahre hingezogen habe, sei er sich sicher, den richtigen Jungen gefunden zu haben. Er habe mittels Videochats mit ihm sprechen können, da Journalisten derzeit nicht in Syrien recherchieren können. Übersetzer hätten ihm geholfen. Relotius hatte sich bei ihnen auf der Bühne bedankt. Ohne sie wäre diese Geschichte nicht möglich gewesen.

Hauptmeier glaubt Relotius, mehr noch, er ist beeindruckt. So wie alle anderen in diesem Festsaal auch. Alle halten Relotius für einen würdigen

Preisträger. Es ist die richtige Geschichte zur richtigen Zeit, sie sei «von beispielloser Leichtigkeit, Dichte und Relevanz», hatte die Jury geurteilt.

Nur einer scheint an dem Abend nicht glücklich zu sein: Relotius selbst. Nicht allen fällt das auf, aber an seinem Tisch, an dem seine Kollegen vom «Spiegel» sitzen, merken einige, dass irgendetwas nicht stimmt.

Ich habe mir diesen 3. Dezember oft vorgestellt. Wie Relotius die E-Mail von Jan Fields liest, sie beantwortet, sich fertigmacht für die Zugfahrt von Hamburg, wo er lebt, nach Berlin zur Preisverleihung. Was mag in seinem Kopf vorgegangen sein, als er die E-Mail bekam? Er wusste, dass ich ihm auf den Fersen war. Vielleicht hatte er gehofft, dass ich die Sache begrabe. Meine Chefs hatten ihm gesagt, dass ich «Jaegers Grenze» für problematisch hielt. Sie hatten ihm aber auch gesagt, dass sie ihm und nicht mir glaubten.

«Claas, was ist los? Du hast den vierten Reporterpreis gewonnen und schaust, als hätte dir jemand gerade eine Tomate überreicht», fragt ihn ein Kollege.

«Es ist wegen Juan», antwortet Relotius. «Der hat sich verrannt, recherchiert mir hinterher. Der hat doch vier Kinder und wird jetzt entlassen.»

Relotius erweckte an diesem Abend den Eindruck, dass er Mitleid mit mir hatte. Dass ihn das belaste, meine irreführende Verblendung und die Konsequenz, die sie für die Zukunft meiner Kinder haben würde. Man war sich am Tisch einig, dass das traurig, aber mir in diesem Fall nicht zu helfen sei. Moreno spinnt, einem Kollegen nachzurecherchieren, zumal einem wie Claas Relotius, das war verrückt. Und sie hatten recht. Das war es. Denn auf ihn, Claas Relotius, wartete eine große Karriere. Eine noch größere Karriere. Er hatte ja bereits mit Anfang dreißig mehr erreicht als die meisten Kollegen in einem Journalistenleben. An diesem 3. Dezember stand für seine Kollegen fest, dass er die Ressortleitung übernehmen würde. Erst vorübergehend, höchstwahrscheinlich aber langfristig. In ein paar Wochen würde Relotius mein Vorgesetzter werden.

Der Mann übrigens, der ihn die letzten Jahre protegiert und gefördert hatte, Ressortleiter Matthias Geyer, sollte zum Jahreswechsel zum Blattmacher des «Spiegel» aufsteigen. Der Mann, der Relotius vor Jahren zum «Spiegel» geholt hatte, Ullrich Fichtner, sollte Chefredakteur werden. Die drei Männer: Relotius, Geyer und Fichtner, sie alle standen keine vier Wochen vor der Beförderung ihres Lebens.

Relotius würde künftig also keine Texte mehr schreiben. Er war am Ziel. Wenn es bisher niemandem aufgefallen war, dass er ein Fälscher war, dass er sich praktisch alle «Spiegel»-Geschichten ausgedacht hatte, warum sollte es später passieren? Die erfundenen Zitate, Personen, Szenen, Schicksale, sie würden irgendwann alle im «Spiegel»-Archiv liegen, online nicht frei verfügbar.

So viel stand fest: Relotius würde an diesem Abend seinen vorerst letzten Reporterpreis gewinnen, denn er würde aufhören, Reporter zu sein. Ressortleiter redigieren, setzen Themen, beauftragen Schreiber, sitzen in Konferenzen und denken über die großen Zusammenhänge unserer Zeit nach und wie man sie Lesern nahebringt. Durch seine nette, zurückhaltende, freundliche Art schien er wie gemacht für diese Arbeit. Viele im Haus freuten sich auf den künftigen Chef Claas Relotius. Der letzte Chefredakteur hatte ihn bei seiner Abschiedsrede explizit erwähnt. Als einen von nur drei Kollegen im ganzen Haus. Relotius ragte heraus. Er war jemand, der die Nachricht, die in Zeiten von Twitter und Facebook immer wertloser wurde, weil sie frei verfügbar war, zu vergolden verstand. Er war ein Magier. Eine Zukunft, in der Nachrichten umsonst waren, schien weniger bedrohlich, weil Relotius sie in Geschichten verwandeln konnte, die unbezahlbar waren. Fünf Jahre nach dem Syrienkrieg schrieb er einen Text, der in Schulen gelesen werden sollte, fand die Chefin der Deutschen Welle. Jeder hatte vom Syrienkrieg gehört, aber niemals zuvor so.

An diesem 3. Dezember, der für Claas Relotius mit einer E-Mail aus Arizona begann und sich mit dem Schulterklopfen hunderter Kollegen dem Ende neigte, war Claas Relotius zugleich der König seiner Branche, der größte Fälscher im deutschen Journalismus und in Gedanken bei mir.